



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sitten und Siedlungen im Spiegel der Zeiten

Rappaport, Philipp

Stuttgart [u.a.], 1952

IX. Die Stadt.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-82472](#)

strecken in den Wald gelegt. Dann kommt das, was man damals so schön „die Erschließung des Grunewaldes“ nennt. Das heißt es werden zunächst die Bäume entfernt, um die erforderlichen Wohnstraßen anzulegen (die vorab auch wirklich durch den Wald führen). Dann wird der Wald längs der Straßen parzelliert, und jeweils beim Bauen wird die Mehrzahl der Bäume innerhalb der Parzellen abgehackt. Die Operation bleibt so der großen Menge unauffälliger; aber sie ist in der Endwirkung durchaus vollständig. Im nicht parzellierten Wald werden zahlreiche öffentliche Anlagen aller Art untergebracht: Versammlungshallen, Sportplätze, Schießstände, Vergnügungsstätten usw. – Vom deutschen Boden sind nur 27 Prozent Wald. Man sollte diese möglichst nicht zur Deckung des Baulandbedarfs heranziehen. Es gibt in der Umgebung fast aller Großstädte waldlose und nicht sehr fruchtbare Strecken. Ehe also der Städtebauer auch nur ein Waldstück zu Bauzwecken vorsieht, sollen alle Möglichkeiten einer anderen Bedarfsdeckung geprüft werden. Die Stadt muß eine bewußte Grünpolitik betreiben, der der gleiche Wert zukommt wie der Wohnungspolitik. Das Grün ist ein wesentlicher Bestandteil der heutigen Gesamtstadt, anders als in der Antike und im Mittelalter.

IX. DIE STADT

Die antiken Städte – ob es sich um langsam gewachsene Städte im griechischen Mutterland handelt oder um einmalig gegründete Städte im Kolonialgebiet Siziliens – sind immer geschlossene Steinaufbauten im Gegensatz zur frei sich entwickelnden Natur. Es herrscht die einfache, geometrische Linie, die klar sich türmende Gruppe. Wir staunen über die Großlinigkeit und Großräumigkeit der antiken Stadtplätze. Aber wir staunen auch über die linienhafte und gemessene Art der Wohnquartiere, die oft über die Unebenheiten der Natur hinweggeht. Freilich der Weg ist lang, der zu dieser abgeklärten Gestaltung führt, wie auch die Zeit lang ist, die zu dem abgeklärten Menschen des antiken Griechentums geführt hat. Wenn man die einzelnen Schichten der übereinanderliegenden Reste antiker Städte bei den Ausgrabungen freilegt, dann sieht man, wie die Stadt im Laufe der Jahrhunderte von der Enge, der Unklarheit, dem Zufälligen sich hinentwickelt zu dem Weiten, Klaren, Zielbewußten. Wie die Materie überwunden wird, und die Stadt Ausdruck des strebenden, klarenden Geistes wird. Wie gerade der hellenische Geist die Stadtform zu dem fast vollendeten Rhythmus führt, der dann Beispiel für die übrige antique Welt und mittelbar für uns wird. Die Römer übernehmen die Grundzüge der hellenischen Stadt. Aber sie geben ihr sofort etwas von dem römischen Menschen, von seiner robusten Einfachheit und militärischen Strenge. Das quadratische römische Lager wird Muster der römischen Stadt. Lager und Stadt verschmelzen. Die geradlinige Umgrenzung des Lagers,

die sich auf dem Prätorplatz schneidenden Lagerstraßen bilden ohne weiteres auch eine gute Anordnung für die bürgerliche Stadt. Wir dürfen uns nicht von den efeuüberwachsenen Ruinen beirren lassen, die antike Stadt etwa für ein bewußt malerisches Gebilde zu halten. Antike Städte mit gekrümmten Straßen sind Ausnahmen; solche Anordnungen entstehen nur unter starker Druck örtlicher Gegebenheiten.

Und klar wie die äußere Gestaltung ist auch die soziale Einteilung der Stadt. Die Bezirke der Götter, die Foren als öffentliche Versammlungs- und Verkaufsräume, die Quartiere der verschiedenen Bürgerklassen, die Unterkünfte der Hörigen: alles ist genau eingeteilt. Es gilt im späteren Rom fast als Verfallserscheinung, daß im gleichen Baublock an den Straßen die „domus“ der reichen Bürger, und im Blockinnern die „insulae“ der Plebejer sind. Das ist tatsächlich ein Verfall; denn die Anordnung hat ihren Ursprung in der spekulativen Ausnutzung des Baublocks durch den besitzenden Bürger.

Die klare Einteilung der antiken Stadt ist durch die völlig andere Stadtstruktur bedingt. Die Stadt ist zugleich Staat. In ihr ist alles untergebracht, vom König oder der herrschenden Plutokratie bis zur rechtlosen Masse der Hörigen. Die Stadt muß auf kleinstem Raum alles enthalten, was zum Organismus menschlich-staatlicher Gemeinschaft erforderlich ist. Die bauliche Struktur dieser „Staatsstädte“ ist der Ausdruck ihrer geschlossenen Macht. Man spricht von Athenern und Spartanern, deren Taten und Wesen einer Reihe von Jahrhunderten ihren Stempel aufgedrückt haben, und deren Erbe noch heute wirkt. Dabei muß man sich bewußt sein, daß dieses „Volk“ eigentlich nur in einer Stadt konzentriert ist, sogar in einer räumlich recht begrenzten Stadt. Wenn man sich das vor Augen hält, kann man sich einen Begriff von der Bedeutung dieser antiken Staatsstädte auch in baulicher Hinsicht machen. Das attische Land ist im Vergleich zu Athen fast wesenlos, sicherlich in kultureller, wirtschaftlicher und baulicher Hinsicht. Es wird überwiegend von Bauern bewohnt, die in einem stark abhängigen Hörigkeitsverhältnis zur Stadt stehen. Sie haben das Land zu bestellen und Korn an die Stadt zu liefern, damit die Herrin Athen leben kann. Diese machtpolitisch und kulturpolitisch überragende Stellung der antiken Städte ist etwas in der ganzen Weltgeschichte Einziges und Einmaliges. Alle äußere und innere Macht ist auf die Stadt als Punkt zusammengefaßt und findet in der Gestaltung der Stadt ihren stein-, gold- und elfenbeingewordenen Ausdruck. Selbst in der höchsten Blütezeit athenischer oder lakonischer oder böotischer Macht ballt sich der gesamte Einfluß dem Namen und der Tat nach in Athen, Sparta, Theben zusammen.

Und diesen geschlossenen, hehren, man könnte sagen, anspruchsvollen Charakter der Stadt nehmen die Griechen auch mit hinaus in ihre Kolonialstädte, gleichgültig, ob die ionischen Athener in Kleinasien ein Ephesus, Milet, Priene gründen oder die dorischen Spartaner auf Sizilien ein Messana, Syrakus, Agri-

gentum. Noch heute stehen wir vor den Resten dieser antiken Städte als vor Gebilden bewundernswerter städtebaulicher Einheitlichkeit. Die Götter erhalten das der Lage nach beste Gelände; dann folgt bevorzugt die Agora mit den öffentlichen Gebäuden, dann das Gebiet der Bürgerquartiere. Diese Kolonialstädte haben – zunächst jedenfalls – eine einheitliche Bürgerschicht. Auch sind es Städte einer einheitlichen, planmäßigen Gründung, so daß die Dreiteilung in die Bereiche der göttlichen Verehrung, des öffentlichen Wirkens, des bürgerlichen Wohnens sehr klar zur Durchführung gelangt. Auch diese kleineren Kolonialstädte sind zudem, ähnlich wie ihre großen Mutterstädte, staatsrechtlich unabhängige Gebilde, und dementsprechend baulich und wirtschaftlich selbständig, wenngleich von ihnen nicht eine solche machtpolitische und kulturpolitische Wirkung ausgeht wie von den Stammstädten der Heimat.

Es gilt, den weit verbreiteten Irrtum zu beseitigen, als ob die Städte des Altertums oder des Mittelalters aus bäuerlichen Ansiedlungen hervorgegangen wären. Das trifft nur in wenigen Ausnahmefällen zu. Die überwiegende Zahl antiker wie mittelalterlicher Städte sind entweder aus wichtigen Verkehrs- und Handelsknotenpunkten entwickelt oder sie sind, wie die griechischen und ostdeutschen Kolonialstädte, planmäßige Gründungen. Es ist beachtlich, wie stark der arischen Völkerfamilie der stadtgründende Wille innewohnt, etwa im Gegensatz zu den slawischen, semitischen oder anderen Völkerfamilien. Diese sind mehr Wandervölker oder doch Völker, denen das Nomadenblut so tief sitzt, daß sie im allgemeinen über bäuerliche Ansiedlungen nicht hinauskommen. Es ist erstaunlich, wie die Art der griechischen Kolonialstadtgründungen sich mit der Art der ostdeutschen Stadtkolonisation deckt. Dort wie hier zieht ein „Lokator“ hinaus, der mit bestimmtem Stammesrecht und mit angeworbenen Siedlungslustigen im Auftrag seiner Heimat tätig ist. Am vorher untersuchten Ort wird ein allgemein verwendetes, aber der Ortslage angepaßtes Stadtschema abgesteckt. So haben alle diese Städte den gleichen rechteckigen, gradlinigen Grundtyp, wobei Klima, Lebensart und Arbeitsgewohnheit gewisse Abwandlungen ergeben, übrigens viel weniger Abwandlungen, als die doch sehr verschiedenen Örtlichkeiten es an sich gefordert hätten.

Über die vormittelalterliche Gestaltung der deutschen Stadt sind wir wenig unterrichtet. Die Reste der in Germanien von den Römern angelegten Städte sind im Sturm der Völkerwanderung verschüttet. Nur mühsam können wir die alten römischen Lagergrundrisse etwa in Köln, Regensburg oder Trier ermitteln. Selbst in Trier ist der tatsächliche Rest römischer Stadtgestaltung bescheiden. Auch die frühmittelalterlichen Stadtreste in Deutschland sind gering. Das wenige Erhaltene zeugt von dem karolingischen Streben, ravennatische Eigenheit mit germanischer Strenge zu verschmelzen. Die überwiegende Menge der Bauten jener Zeit, vor allem der Wohnbauten, besteht aus Holz. Die germanische Art des reinen Holzbau ist noch nicht überwunden; sie ist zu fest mit der germanischen

nischen Gewöhnung an den Wald verquickt, als daß der verhältnismäßig kurze römische Einfluß einen grundlegenden Wandel hätte veranlassen können. Es ist überhaupt nicht germanische Art, so schnell das Wesen der Fremden zu übernehmen. So ist es nicht ohne tiefen Grund, daß die römische Bauweise damals nicht unmittelbaren Eingang nach Deutschland findet, daß vielmehr der Weg über die von nordischem Geist schon beeinflußte ravennatische Baukunst geht. Dieser Weg ist nur erklärlich, weil die deutschen Könige auch Herrscher Italiens sind; die Bauweise bleibt also im Reich. Wie groß das Widerstreben gegen die Übernahme römischer Stadtbauart ist, können wir auch daraus entnehmen, daß die in Deutschland erhaltenen römischen Stadtreste von den Germanen nicht einmal in ihrer Gesamtlage übernommen werden; die Germanen siedeln sich *außerhalb* des römischen Lagergrundrisses an. Der gleichmäßige, umfriedete, verhältnismäßig enge Grundriß der römischen Lagerstadt ist – damals jedenfalls noch – dem deutschen Wesen fremd. So zeugt auch die nicht erhaltene, nie Stein gewesene deutsche Ansiedlung jener Zeit für das deutsche Wesen.

Erst nach der Völkerwanderung, als der suchende germanische Geist wenigstens räumlich zur Ruhe kommt, beginnt die germanisch-deutsche Stadt feste, steinerne Formen anzunehmen. Aber nun entwickelt sie sich völlig aus eigenem Wesen. Wohl zeigen auch in Deutschland die klassischen Stilformen aller Jahrhunderte verwandtschaftliche Bindungen zu Italien, aber auch zu Frankreich und anderen Ländern. Doch der deutsche Städteaufbau in seiner Gesamtform ist so typisch deutscher Eigenart wie wenige Erscheinungsformen. Das gilt für die langsam entstandenen Städte Westdeutschlands ebenso wie für die einheitlich gegründeten Städte Mittel- und Ostdeutschlands. Vielfach zeigen letztere trotz der dem Süden nahe kommenden Grundrißgestalt das Wesen der deutschen Stadt besonders rein und typisch. Will man die deutsche Stadt jener Zeit als Spiegel mittelalterlicher deutscher Art recht erkennen, dann muß man diese Art selbst verstehen.

Fast in stärkerer Weise als in anderen Ländern unterscheidet sich der *deutsche Städter* in seiner Eigenart vom deutschen Bauern. Daß die deutschen Städtebünde oft mit den Bauernbünden im Waffenkampf liegen, ist ein bezeichnender Ausbruch dieser Gegensätzlichkeit. – „Stadtluft macht frei!“ Ein Landmann, der aus seiner Hörigkeit zur Stadt kommt und dort unangefochten lebt, erlangt damit die Freiheit seiner Person und seines Besitzes. Man muß sich die ganze Tragweite dieses programmatischen Satzes vor Augen halten, um die Überlegenheit des Städters über den Bauern zu verstehen. Gewiß hat fast jeder städtische Handwerker oder selbst Händler jahrhundertelang einen kleineren oder größeren landwirtschaftlichen Betrieb nebenbei. Es ist also durchaus nicht so, als ob landwirtschaftliche Beschäftigung an sich etwas Mindereres wäre (wie vielfach für den Städter der späteren Antike). Aber der städtische Beruf überwiegt an Wert und Einfluß. Vor allem die handwerklichen Berufe sind die eigent-

lichen Träger der städtischen Entwicklung. Immer fester schließen sich die Innungen und Zünfte zusammen. Immer größer wird der Einfluß ihrer Meister. Das Werden der mittelalterlichen deutschen Stadt ist zum großen Teil von diesen Kämpfen der Zünfte gegen die alten Stadtherren, weltliche wie geistliche, eingenumen.

Zu den Handwerkern gesellen sich die Kaufleute und Händler, die in zunehmendem Maße an der Stadtmacht teilnehmen. Sie werden dank ihrer Wohlhabenheit und Weltgewandtheit allmählich die einflußreichsten Leute der Stadt, mit der Zeit ihre neuen Patrizier. Da bricht die Macht der alten adligen und geistlichen Stadtherrn. Die Gilden und Zünfte, die Bürger in des Wortes allerbester Bedeutung, werden selbst die „Bürgerherrn“. Immer vornehmer und einflußreicher werden die Zunftmeister und Gildenvorsteher; immer deutlicher bilden sie sich zum neuen Feudalgeschlecht, neben dem die alten Adligen und Feudalherrn an Einfluß verlieren.

Auch auf kulturellem Gebiet steigt ihre Bedeutung ständig. Im frühen Mittelalter liegt die eigentliche Gelehrsamkeit und Bildung allein in den Händen der Geistlichen, in den Klöstern und Stiften. Nur dort hat auch die Kunst ihre Pflegestätte. Das wird langsam in den mittelalterlichen Städten anders. In ihren Mauern entstehen allenthalben Lateinschulen, dann auch Universitäten und sonstige Bildungsstätten. Die Stadt wird Träger der allgemeinen Bildung und tritt damit in einen immer tieferen Gegensatz zum Land. Damals gibt es auf dem Land keinerlei Schulen; auch Lesen und Schreiben lernt man nur in der Stadt. – Und bald werden die Städte auch die Pfleger und Auftraggeber für alle schönen Künste. Zunächst nur für die Baukunst. Die Rathäuser und Zunfthäuser, die Stadtkirchen und Spitale gehören zu den schönsten Schätzen deutschen Kunstschaffens. Bald gesellen sich auch die Malerei und Bildhauerei hinzu, als Begleiterin der Baukunst und in selbständigen Werken. Nur die Musik bleibt während des ganzen Mittelalters in den Händen der Kirche. Es ist, als ob das deutsche Bürgerwesen noch nicht reif sei für diese unsichtbare, tiefste und schönste aller Künste. – Wenn wir heute durch die noch erhaltenen Teile unserer mittelalterlichen Städte wandern, so stehen wir mit Bewunderung vor dieser Fülle künstlerischen Wollens und Könnens. Jenen biederden Handwerksmeistern genügt es nicht, ihr Haus, ihren Kirchenstuhl, ihr Gerät, nur zu schaffen; nein, es soll in den schönsten Formen geschaffen sein, die die besten Künstler der Zeit gestalten können. Kaum je wieder hat es in Deutschland eine solche breite Fülle schlichter und doch kunstbegeisterter Auftraggeber gegeben wie in diesen Städten des späteren Mittelalters.

Immer mehr steigt auch der weltliche Einfluß dieser Städte. Nicht nur, daß sie das Regiment in der Stadt selbst innehaben, auch nach außen nimmt ihre Machtstellung zu. Es entstehen die mächtigen mittelalterlichen Städte, die bald allerhand Rechte und Freiheiten von den Landesherren fordern und erhalten.

Es entstehen die freien Reichsstädte, die nunmehr alle weltliche Gewalt besitzen und den Ländern gleichgestellt sind. In manchem Kampf jener Zeit suchen die Fürsten mehr die Hilfe der freien Reichsstädte zu gewinnen als die Gefolgschaft ihrer Grafen und Großen. Und die weltliche Macht wird noch gesteigert durch den Zusammenschluß der Städte. Da bildet sich der rheinische und der schwäbische Städtebund, und vor allem die mächtige Hanse. Blühen und Wohlstand im Innern, Macht und Kampf nach außen erfüllen diese Glanzzeit der spätmittelalterlichen Städte. Die Städter ziehen zum Kampf aus wie einst die Ritter, nunmehr gegen die Ritter. Die Städte sind eine festgefügte Macht, die von Reval bis Reutlingen, von Breslau bis Brügge reicht. Im Südwesten wird die Städtemacht unter dem Vorort Ulm vom Kaiser besonders anerkannt.

Im Maßstab dieser städtischen Entwicklung entwickelt sich der *Aufbau der mittelalterlichen Stadt*. Wir wollen diese Stadt einmal nicht historisierend und analytisch sehen, sondern unbefangen auf uns wirken lassen. Trostlos sind die Fahrwege draußen im freien Land, unsicher die meisten Gebiete. Mühsam kommt der schwere Wagen vorwärts. Da leuchtet gegen Abend aus der Einsamkeit der Gegend die Stadt auf, wie eine Rettung nach der gefährlichen Fahrt. Nur die Gesamtumrisse zuerst. Mächtig überragen die schlanken Kirchtürme das Bild; dazwischen erhebt sich der reiche Turm des Rathauses, begleitet von den zahlreichen Tortürmen der Umwallung. Und dann ersteht Giebel an Giebel die Masse der stattlichen Bürgerhäuser, umgeben von den kleineren Häusern in den Außenbezirken. Das alles wird straff zusammengefaßt durch den Mauerkrantz, der mit seinen Bastionen und Wehrgängen die Stadt schützend umschließt. Und nun naht sich der Wagen dem Tor. Mächtig ragt der Turm über dem niederen Durchlaß empor; eine Grabenbrücke mit kleinerem Vorturm streckt er dem Ankommenden entgegen. Mit lautem Dröhnen poltert der Wagen durch das Tor, und mit freundlicher Ruhe empfängt ihn die leicht steigende Stadtstraße. Dann ein kleiner Platz, die Straße weitet sich, stolze Giebelhäuser säumen sie ein und geben ihr einen raumartigen Eindruck. Da ist noch lebhaftes Werken und Treiben auf der Straße; der Handwerker ist an seiner Berufsaarbeit, der Kaufmann hält seine Waren auch im Freien feil. In einer Straßenbuchtung erhebt sich der stattliche Brunnen; über dem flachen Becken steigt die schlanke Säule empor, gekrönt von einer feingebildeten Madonnenfigur. Es ist ein Kommen und Gehen beim Wasserholen. Die Straße mündet auf den Marktplatz. Die Schmalseite wird vom wuchtigen, turmgeschmückten Rathaus eingenommen. Im rechten Winkel daneben liegt das Zunfthaus der Tuchmacher, unter dessen Arkaden die beladenen Wagen sicher untergestellt sind. Rings um den Markt erheben sich breite und fein durchgebildete Bürgerhäuser, denen man städtische Wohlhabenheit ansieht. Über ihre Giebel grüßt vom benachbarten Platz der hohe, haubengeschmückte Kirchturm herüber. Und jetzt hält der Wagen vor einem behäbig gelagerten Haus an der Marktecke, über dessen

Einfahrt ein weit ausladendes, kunstvoll geschmiedetes Schild das Zeichen des goldenen Lammes trägt. – Den Wegmüden umfängt die mauergeschützte Sicherheit, die bürgerliche Geschäftigkeit, der behagliche Frieden der mittelalterlichen deutschen Stadt.

Traurig zu wissen, daß vieles von dieser städtischen Eigenart, von diesem städtischen Leben und Wirken sich durch die inneren Kämpfe seit Beginn des 16. Jahrhunderts auflöst, um dann in dem großen Kampf des Dreißigjährigen Krieges ganz zu vergehen und neuem Gestalten Platz zu machen. Mit dem Streit der Handelsaristokratien gegen die Handwerkszünfte fängt es an; es folgen die Kämpfe der Städter gegen die Bauernbünde und die Fürsten; und es folgen die Religionskämpfe aller gegen alle. Schneller als die Städte erholen sich die Fürsten aus dieser Ohnmacht und Verarmung. Der von Frankreich herüberkommende Gedanke des absoluten Herrschens gibt den Fürsten, auch den kleinsten, neuen Einfluß und neue Betätigung. Nicht mehr aus dem Wesen der Stadt heraus, aus dem Wollen der Zünfte und Gilden, aus dem Rat der Ratsherren bildet sich die Stadt neu, sondern *aus dem absoluten Willen fürstlicher Macht*. Da ist es vorbei mit der Vielgestaltigkeit und Buntscheckigkeit der deutschen Stadt; Einheitlichkeit und Herrscherwille treten an ihre Stelle. Die Fürsten schaffen sich ihre Residenzen, große repräsentative und kleine repräsentative. Immer ist es der Fürsten befehlender Wunsch, öfter ihr wunschreicher Befehl, der den neuen Stadtgebilden Gestalt gibt. Die Fürsten übersehen auch schneller als die Städte, die noch stark an dem Überkommenen festhalten, daß die umschnürende Wehrbefestigung ihren Wert gegenüber den neuen weittragenden Geschützen verloren hat, daß die Stadt sich hinausdehnen kann in das offene Land. Jetzt beginnen die Außengebiete der Städte die bevorzugten Wohngebiete zu werden, während bis dahin die Patrizierhäuser in der Stadtmitte, am Markt, standen, und außen an den Mauern die dürftigsten Wohnquartiere waren.

Will man die Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts verstehen, so muß man diese neue Art fürstlicher Denkweise und fürstlichen Machtwillens als Ursache und Träger in Rechnung stellen. Sehr mannigfach sind die herrschenden Machtquellen im Mittelalter, besonders gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts. Da sind der Kaiser, die Kurfürsten, weltliche wie kirchliche, die Herzöge, Grafen und Burgherren, die Städte, vor allem die freien Reichsstädte, die Bistümer, Stifte und Klöster. Das ist ein unübersehbares Durcheinander von Regierungsgewalten, Rechten, Privilegien aller Art. Nur die fast mystische Macht der mittelalterlichen Kirche und ihre beherrschende Mystik können dieser Zeit, können dem Geist und der Kunst einen, wenn auch vielgestaltigen, so doch innerlich einheitlichen Ausdruck verleihen. Aber mit der Mystik der Kirche ist es durch die blutigen Religionskriege, vielleicht schon durch den unduldsamen Fanatismus eben dieser Religion vorüber. Um so mehr erhebt nicht nur die Kirche alle ihre weltlichen Rechtsansprüche; sondern die vielen weltlichen Gewalten, frei einer in-

ren kirchlichen Bindung, erheben ihre berechtigten oder unberechtigten Forderungen. Der Boden für eine notwendige Zusammenfassung aller dieser Gewalten bereitet sich selbst vor. Und wenn die Fürsten sich von all diesen mannigfachen Nebenregenten frei machen, absolutistisch werden, so nur, weil sie sich als erste von dem blutigen Streit der Geister erholen. Wollen sie dem Land nützen, so müssen sie wirklich Herrscher werden und können ihre Rechte nicht weiterhin mit all den vielen Nebeneinflüssen teilen. Und zu allen Zeiten hat der persönliche Herrscherwille nach dem sichtbaren Ausdruck seiner Macht gestrebt, nach dem Bauen im größten, oft zeitlich nicht notwendigen Maßstab.

So werden die *fürstlichen Stadtgründungen*, Stadterweiterungen, Schloßbauten, Militäranlagen bewußter Ausdruck der fürstlichen Geisteshaltung, und da diese Geisteshaltung alleinbestimmend ist, auch Ausdruck der Zeit selbst. Mit dem kleinen Freudenstadt im Schwarzwald fängt diese fürstengeführte Stadtplanung an. Es folgen die größeren Orte wie Erlangen, Bayreuth, Ludwigsburg. Schließlich große Städte wie Karlsruhe, Mannheim, Potsdam. All diese Stadtgestaltungen zeigen auch dem ungeübten Auge, daß hier nicht mehr die Vielheit bürgerlichen Wollens, sondern die Einheit fürstlichen Willens maßgebend ist. Außerordentlich groß ist die Zahl der Schlösser, die mit rücksichtsloser Großartigkeit die alten Bauten wegwischen, ja die Natur wegwischen, um an deren Stelle den Stein gewordenen Machtwillen eines der größeren oder kleineren Souveräne zu setzen. Ebenso umfangreich ist die Menge all der Kasernen, Reithäuser, Orangerien und so weiter, die die neuen Stadtanlagen beherrschen. Aber auch die Masse der Bürgerhäuser muß auf eigenen Gestaltungswillen verzichten und sich dem Gestaltungsbefehl des Fürsten beugen. Zuerst die Hofleute und Verwaltungsbeamten, später die Bürger allgemein werden veranlaßt oder sanft gezwungen, auf billig oder umsonst abgelassenen Grundstücken Neubauten nach den Plänen der fürstlichen Hofbaukammer zu errichten. Niemals hat es eine Zeit gegeben, in der ganze Straßen und Plätze, ja ganze Stadtteile so zielbewußt einheitlich gestaltet werden wie in dieser Zeit fürstlichen Baubefehls. Man kann nicht sagen, daß dies zum Schaden des deutschen Städtebaus geschehen ist. Nur ist das Ergebnis ein völlig anderes als im Städtebau der voraufgegangen Zeit. Es ist der Ausdruck planmäßiger Zusammenfassung, einheitlicher Formgebung, oft prunkvoller Entfaltung. Während die mittelalterlichen Stadtbilder den vielgestaltigen Ausdruckswillen zahlreicher Bürger zu einer feinen Harmonie lebhafter Kontraste zusammenschlossen, gliedern sich die einheitlichen Baukörper fürstlicher Stadtgestaltung in feine Einzelformen rhythmischer Übereinstimmung auf. Mögen auch in den Menschen dieser Zeit mannigfache Sonderwünsche und Sondergedanken ruhen, alles wird ausgeglichen und überlagert von der gleichmachenden Etikette. Man lebt nicht *vor* den Häusern, auf der Straße, man bleibt *im Hause*, im umfriedeten Garten. In der Öffentlichkeit zeigt man sich gemessen, abgeklärt, wie es die Gedanken sind.

Steif, aber voll feinster Formen, wie die Menschen, sind die Häuser, die Straßen, die Städte. Aber die Menschen wie ihre Wohnungen sind freundlich, liebenswürdig, nie langweilig. Das Himmelsuchende, Himmelstürmende des Mittelalters klingt im Barock aus, um sich im Rokoko zu glätten und zu sänftigen. Die Etikette der Fürsten wird nicht nur die Etikette ihrer Bürger, sondern auch die Etikette ihrer Bauten und Städte. Durchlaucht mit seiner goldenen Staatskarosse gehört ebenso in diese Stadt wie der Kavalier mit blauem Frack und gepuderter Perücke, oder wie die reifrockgeschmückte Dame in ihrer Sänfte. Selten hat es eine Zeit gegeben, in der Mensch, Wesen und Bau in solcher Übereinstimmung sind wie im 18. Jahrhundert. Ein gleiches Fluidum betonter Zurückhaltung und gewollter Abgeklärtheit durchdringt alles. Letzten Endes will jeder fürstlich sein, auch der einfache Untertan.

Aber dann kommt die Revolution. Der fürstliche Absolutismus verschwindet. Unter schreckhaften Kämpfen wird das neue Bürgertum geboren. Die Kampfzeit an sich ist kurz. Es kommt nicht zu einer Revolutionsarchitektur oder zu einem Revolutionsstädtebau. All das will man, ebenso wie man einen neuen Kalender will. Aber Napoleon kommt zu schnell zur Größe; und seine fürstlichen Widersacher kommen zu schnell wieder zur Macht, als daß ein tiefer, klaffender Riß in der fürstlichen Bauentwicklung möglich wäre. Langsam nur flaut der fürstliche Bauabsolutismus ab, und an seine Stelle tritt allmählich der inzwischen revolutionsmüde *bürgerliche Bauwill*. Es ist ein Ergebnis der Revolution, daß man seinen Zopf ablegt; aber man rettet ihn in das Bauwesen. Beachtlich wie man diese Zeitgestaltung mit Namen so verschiedenen Ursprungs bezeichnet, und doch im Grunde immer das gleiche meint. Man geht von der Mode aus und nennt sie „Zopf“. Man geht von der Herrschaft Napoleons aus und nennt sie „Empire“. Man geht von den Menschen aus und nennt sie „Biedermeier“. Aus der überlieferten, überfeinerten Mode des sterbenden Rokoko, aus dem starken und durch Napoleon wieder gestärkten Machtbewußtsein der Fürsten, aus dem neu entstandenen Einfluß des einfachen, „bürgerlichen“ Menschen setzt sich diese Zeit des beginnenden 19. Jahrhunderts zusammen. Und der bürgerliche Einfluß als Folge der Revolutionen erweist sich letzten Endes als der stärkste und verleiht dieser Zeit mehr und mehr ihren Ausdruck. Späterhin hat man dieses Bürgertum als das etwas bescheidene Ergebnis der großen Revolution bisweilen für gering erachtet; man hat auf die französische Julirevolution oder die Länderrevolutionen von 1848 ein wenig lächelnd herabgesehen. Aber das Bürgertum jener Zeit zeigt eisernen Fleiß, beste Bildung und nationale Grundeinstellung. Man ist nicht mehr mystisch versenkt oder kriegerisch rauh wie im Mittelalter. Man ist nicht mehr spielerisch-weich oder prunkvoll-prätentiös wie im 18. Jahrhundert. Jetzt ist man praktisch, gleichmäßig, bescheiden. Man will nicht mehr sein, als man scheint; aber man will auch nicht mehr scheinen, als man ist. Die sozialen Probleme der vergangenen Jahrhunderte sind

durch die Revolutionen zu einem wesentlichen Teil ausgeglichen; die künftigen sozialen Probleme sind noch nicht akut. Die Struktur der städtischen Bevölkerung ist so gleichmäßig wie selten vorher und wie dann nicht wieder. So sind die Menschen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und so ist ihre Stadt. Schlicht und fein; aber nicht neuer Ideen und Ziele voll. Wenn man durch die Straßen jener Zeit in Bonn oder in Stettin, in Oldenburg oder in Schwerin geht: es ist allenthalben der gleiche Grundzug. Manche Gründungen zeiteigener Art, wie die der Herrenhuter Gemeinden, zeigen dies Typische besonders rein. Vor allem das zweigeschossige Reihenhaus ist diesem Städtebau eigen. Ganz einfach sind diese Häuser; und doch entbehrt keines einer betonten Türumrahmung, einer überlegten Gliederung der Flächen, eines sorgsam gezeichneten Ornaments. Es ist die letzte Zeit wirklichen handwerklichen Könnens und natürlich-richtigen Empfindens. Und wie die bauliche Einzelheit, so ist auch die städtebauliche Gesamtgestaltung jener Zeit. Da ist keine prahlerische Weitspurigkeit wie in der vergangenen Epoche, aber auch keine Überenge wie früher aus Gründen der Fortifikation und später aus Gründen der Spekulation. Es ist auch in städtebaulicher Hinsicht die Kunst des Gleichmaßes. Wie oft ist diese Bürgerstadt oder Kleinstadt der Wunschtraum unserer Tage. Besonders die Besinnlichen unter uns sehnen sich nicht selten aus der Wirrnis und dem Hasten unserer Großstadt-Zeit nach dieser Stadt der Romantik, die ihnen so etwas vom Typ des wahrhaft Guten und Schönen zu sein dünkt. —

Die Ursachen der Großstadtbildung sind oft geschildert. Hier kommt es vornehmlich auf die inneren Zusammenhänge zwischen der Menschheitsentwicklung und der Siedlungsentwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Für die allgemeinen Gründe genügen einige Stichworte: die neuen Kraftquellen (Dampf und Elektrizität), die neuen Verkehrsmittel, die neuen Maschinen, die neuen Nachrichtenübertragungen ermöglichen eine bis dahin unmögliche Konzentration der Arbeit und der Menschen. Gleichzeitig bringen die neuen Wege der Volkswohlfahrt, der Hygiene und Medizin eine bis dahin nicht geahnte Bevölkerungszunahme. Die Einwohnerzahl Deutschlands steigt von etwa 25 Millionen nach den Napoleonischen Kriegen auf etwa 36 Millionen um die Jahrhundertmitte, auf etwa 56 Millionen zu Beginn des neuen Jahrhunderts, auf etwa 65 Millionen zur Zeit der Weltkriege. Die Bevölkerungsdichte Deutschlands je Quadratkilometer beträgt 1800 etwa 45, im Jahre 1900 etwa 104, 1939 etwa 168 und heute im Bundesgebiet etwa 196 Einwohner. Dieser gewaltige Bevölkerungszuwachs wird überwiegend von den Städten aufgenommen. Im Jahre 1800 lebt nur ein Viertel der deutschen Bevölkerung in Städten, dagegen leben drei Viertel auf dem Lande. Im Jahre 1900 lebt bereits mehr als die Hälfte in Städten. — Im Jahre 1800 gibt es nur eine deutsche Stadt mit mehr als hunderttausend Einwohnern (Berlin); im Jahre 1900 leben mehr als neun Millionen Deutsche in Großstädten; es gibt deren etwa vierzig. Noch

deutlicher erweist sich der gewaltige Wechsel, wenn man die Strukturänderung der Bevölkerungs-Beschäftigung vergleicht: zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind etwa 70 Prozent aller Berufszugehörigen in der Land- und Forstwirtschaft tätig, nach dem deutsch-französischen Krieg sind es etwa 40 Prozent, nach dem ersten Weltkrieg nur noch 23 Prozent, heute im Bundesgebiet etwa 18,5 Prozent. Und umgekehrt ist es mit der Zahl der Berufszugehörigen von Industrie, Handel, Handwerk und Verkehr: zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind etwa 20 Prozent aller Berufszugehörigen in Deutschland in diesen Berufen tätig, nach dem Kriege von 1870/71 bereits 45 Prozent, nach dem ersten Weltkrieg 58 Prozent. Die heutige Entwicklung ist noch nicht zu übersehen.

Wäre diese gewaltige Umbildung planmäßig gelenkt und in sozialem Sinne durchgeführt, so wären vielleicht – vielleicht – tragbare Großstadtformen entstanden. Tatsächlich aber ist nicht der Staat Träger dieser in der Menschheitsgeschichte fast einzigartigen Umschichtung und Umsiedlung, sondern die einzelne Industrie und die einzelne Stadt. Im Grunde auch nicht einmal die einzelne Stadt, sondern die Mehrheit der Stadtverordneten-Versammlung nach dem Dreiklassen-Wahlsystem¹. Man steht heute erschüttert vor der Teilnahmslosigkeit des Staates gegenüber der gewaltigen Binnenwanderung, die die Berufsschichtung und die Geschicke Deutschlands für weite Zukunft entscheidend beeinflußt. Für die erste Zeit nach 1870 kann man allenfalls geltend machen, daß der Umfang der Industrialisierung und der Konzentration nicht zu übersehen ist. Aber was will man für die Zeit von etwa 1900 ab geltend machen? Etwa nur den liberalen Geist der Zeit, der keinen Eingriff gestattet? Mit dieser Begründung kann man jedes Chaos entschuldigen. Es grenzt an das Unverständliche, daß es selbst nach dem ersten Weltkrieg nicht möglich ist, in Deutschland ein vernünftiges Städtebaugesetz durchzubringen, das wenigstens die schlimmsten Mängel in der Entwicklung der Großstädte verhindern kann. Es ist schwer begreiflich, daß noch im Jahre 1930 das oberste deutsche Gericht, das Reichsgericht, im Prozeß eines Berliner Grundstücksbesitzers gegen die Stadt Berlin das bekannte Urteil fällt, wonach die Stadt nicht berechtigt sei, irgendwelche Grundflächen als „Grünebiete“ festzusetzen, ohne den vollen Kaufwert (also wohl den künftigen Baulandwert) *sofort* zu zahlen, auch wenn an der privaten Benutzung des Grundstücks als Wiese gar nichts geändert werden soll! – Das Reichsgericht beruft sich hierbei auf den formalen Wortlaut der Gesetze. Und erst eine Notverordnung des Reichspräsidenten mit Gesetzeskraft muß lösend und erlösend eingreifen.

Aber diese gesetzlich geheiligte Spekulation ist im Grunde erst eine Folgeerscheinung der Großstadtentwicklung, nicht ihr Anlaß. Die Großstädte sind ja nicht aus Spekulationsgründen entstanden, sondern infolge der technisch und wirtschaftlich geänderten Arbeitsvoraussetzungen. Der Mensch jener Zeit sucht

¹ Vgl. Seite 51–52.

die Großstadt; er *will* gerade das, was ihm die Großstadt „bietet“. Anfangs jedenfalls, bis das Erwachen kommt. Um diese Großstadt zu wollen, muß sich *der Mensch stark geändert* haben. Und das ist tatsächlich der Fall. Hierbei stehen Ursache und Wirkung in solch mannigfacher Wechselbeziehung, daß Anlaß und Folge oft nicht voneinander zu trennen sind. – Die Menschen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind von einer gewissen Gleichmäßigkeit und Einfachheit. Auch diese Zeit hat ihre inneren Kämpfe. Erinnert sei nur an die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung der Stadtverfassung und der an sich gut gemeinten Bauernbefreiung. Erinnert sei nochmals an das Streben jener Zeit nach unbedingter Freiheit, das in der autokratischen Willkür vieler Fürsten eine ständige Nahrung erfährt. Aber noch ist in Stadt und Land die Landwirtschaft mit ihren Nebenbetrieben das ausschlaggebende Erwerbsmoment; und selbst Gewerbe und Handwerk sind zumeist noch von landwirtschaftlicher Betätigung begleitet. So ist der Mensch im Grunde seßhaft, ergebunden, trotz seines etwas lärmenden Freiheitsrufens eher konservativ in des Wortes eigentlichem Sinne. Auch die ersten industriellen Großanlagen ändern den Menschen noch nicht. Rein äußerlich schalten sich diese Werke harmonisch in das Ortsbild und in die Landschaft ein. Die Fabrikanlagen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehören zu den besten Bauwerken jener Zeit und gelten uns heute oft als Muster guter Bauweise. So wenig also diese Bauten unverwurzelte, lieblose Industriebauten in des Wortes schlechter Bedeutung sind, so wenig sind die dort Tätigen, auch wenn sie von weit her kommen, wurzellose Industriearbeiter. Hiergegen wirkt schon die damals noch überwiegend übliche bodenverbundene Wohnungsform. Man denke nur an die Unterbringung der Bergarbeiter des rheinisch-westfälischen Steinkohlengebiets in ihren halblandwirtschaftlichen „Kotten“. Aber mit immer zunehmender Zusammenballung der Industrie in den Großstädten hört diese Art der Unterbringung bald auf. Besonders in Mittel- und Ostdeutschland überläßt man die Wohnungsfrage fast ausschließlich der privaten Bodenspekulation und Bauspekulation. So muß sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein erheblicher Teil der großstädtischen Industriearbeiterfamilien mit einer Wohnung begnügen, die nur aus Küche und *einem* Zimmer besteht, vielfach sogar nur aus einem Raum. Der Großstadtmensch dieser Wohnungen wird dem Boden entfremdet, und mit dem Boden der Heimat und dem Vaterland. So wird dieser industrielle Großstadtmensch in seinem ganzen Wesen, vor allem auch politisch, ein anderer. Die Arbeit wird allzu mechanisch und geistötend. Und für eine angemessene Freizeitbeschäftigung, die zum Ausgleich dienen könnte, fehlen fast alle Voraussetzungen. Die Wohnungen sind unzureichend, Gartenland ist vielfach nicht vorhanden; für gute Zerstreuungen fehlen Gelegenheit und Mittel. Kinos, über deren Geeignetheit zum geistigen Ausgleich man freilich streiten kann, gibt es damals noch nicht. So wird auch die Freizeit geistötend. Ein im Grunde unzufriedener, ge-

langweilter, politisch unfester Mensch ist die Folge dieser Großstadtentwicklung. Daß dieser Mensch auch gesundheitlich dem Landbewohner nachsteht, ist ohne weiteres erklärlich. Es ist der Mensch der Vermassung; nur die Masse gilt in der Politik, in den Vergnügungen, im Elend.

Während in allen Zeiten, wenigstens in allen gesunden Zeiten, der Mensch sich seine Wohnstätte, seine Stadt formt, formt jetzt die Stadt ihre Menschen. Der leblose Stein muß den lebendigen Menschen verderben, wenn die Materie so stark wesensbeeinflussend wird. Man braucht nur einmal vom Flugzeug aus solch moderne Großstadt zu überschauen, um sich über die Wirkung klar zu sein, die dieses selbstgeschaffene Gefängnis auf den Menschen ausüben muß. Man verläßt das Land, weil die Wohnungen dort schlecht und die Löhne niedrig sind. Es lockt die Stadt mit ihren großen Wohnhäusern und ihren hohen Löhnen. Daß aber Hunderte in einem solchen Miethaus wohnen, während man auf dem Lande wenn auch dürftig, so doch zumeist allein gehaust hat; und daß Miete, Kleidung, Ernährung ganz andere Summen in der Stadt verschlingen: das bemerkt man erst allmählich. Freilich bietet die Großstadt mehr Abwechslung und Bildungsmöglichkeit als das Land. Die Großstadtmenschen werden vielseitiger, beweglicher, anstelliger. Die Landbewohner bleiben einseitiger, schwerfälliger, langsamer. Aber der neue Großstadtbewohner ist nicht mehr der gelassene, selbstbewußte, heimatstolze Bürger früherer Städte; eher kann man die gegenteiligen Eigenschaften finden: er wird unruhig, prahlerisch, heimatlos. Die erste Generation, die vom Lande hereinkommt, hat noch ihren gesunden Kern, so daß die geschilderten Großstadteinflüsse sich nicht bis zum äußersten geltend machen. Aber die in der Großstadt geborene Generation zeigt in ganzer Schärfe diesen neuen Typ Mensch. Das Massenmiethaus formt den Massenmenschen. Mit diesem Menschentyp zieht Deutschland in den Weltkrieg von 1914/1918.

Die Oberste Heeresleitung erkennt die inneren Zusammenhänge zwischen der Änderung des deutschen Menschen durch die Großstadt und dem deutschen Kriegsschicksal durchaus klar. Hindenburgs Erlaß, daß die Heimat für die zurückkehrenden Krieger beschleunigt und im weitesten Umfang Heime zu schaffen habe, ist nicht etwa eine leere Beruhigungsphrase, sondern der Ausfluß klarster Erkenntnis. Man kann auch trotz der heute vielfach ablehnenden Auffassung über das „zweite Reich“ nicht bestreiten, daß die Regierung von 1919 bis 1933 auf dem Gebiet des Wohnungswesens ernsten Willen zeigt. Die Zahl der jährlich erstellten Neubauwohnungen, die fast übertriebene Betonung des Flachbaus, die erheblichen finanziellen Zuschüsse kann man nicht übersehen. Das Wohnungswesen ist ein Gebiet, auf dem auch in dieser Zeit nachhaltige Arbeit geschieht. Einzelne Städte sind bisweilen gar nicht in der Lage oder gewillt, die weitgehenden Wünsche der Regierung auf Flachbau und dezentralisierte Siedlungsform zu erfüllen.

In dieser Zeit auch nimmt zum erstenmal die Erkenntnis feste Form an, daß Städtebau unserer Tage nicht mehr Städtebau im alten, engeren Sinne sein könne, sondern daß das ganze Land erfaßt werden müsse. Es bildet sich der Begriff der „*Landesplanung*“. Hierbei ist unter Landesplanung im Gegensatz zum Städtebau die Aufgabe zu verstehen, für begrenzte Gebiete die Grundlagen der wirtschaftlichen, verkehrstechnischen und baulichen Entwicklung planmäßig festzulegen. Schon immer war der Städtebau weit mehr als eine reine Bauaufgabe, oder sollte es jedenfalls sein. Die neue Form der Landesplanung aber umfaßt alle Fragen der menschlichen Betätigung und des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wirtschaft, Verkehr und Bauen werden nun zu einer großen Einheit. Alle grundlegenden Fragen eines über die einzelne Stadt weit hinausgehenden Planes nehmen erst nach 1920 feste Form an. Wenn wir heute so selbstverständlich von Landesplanung und Raumordnung sprechen, dann sollen wir auch so offen sein, der gern gelästerten Weimarer Zeit für die Gewinnung dieser Erkenntnis zu danken.

Die tieferen Gründe, die zu dieser neuen Dezentralisation führen, sind zu einem starken Grade die bewußte Abkehr von der übertriebenen Großstadtbildung. Ihre Nachteile erkennt nicht nur der Staat, sondern auch die Industrie und ein großer Kreis von Einzelpersonen aller Berufe und aller Schichten. Wenn die Verkehrs- und Nachrichtenmittel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als ein Mittel stärkster Konzentration angesehen wurden, so erkennt man sie jetzt auch als ein Mittel zweckmäßiger Dezentralisation. Die Industrien, die wirklich auf die Großstadt angewiesen sind, wie gewisse Bekleidungs- und Nahrungsmittelwerke, sind nicht groß an Zahl. Der weitere Gedanke aber, daß die Großstadt am besten eine stets verfügbare Masse von bald hier, bald dort einzusetzender Arbeitskräfte bieten könne, ist im Grunde eine grausame Verproletarisierung von Tausenden und aber Tausenden. Denn die Erfahrung zeigt, daß Depressionen sich zumeist nicht auf *eine* Industrie erstrecken, sondern leicht auf die Industrie allgemein. Und dann häuft sich das Heer der Arbeitslosen in der Großstadt auf eine erschreckende Weise. Will man die Arbeiter krisenfest machen, dann muß man sie nicht auf dem Pflaster der Großstadt konzentrieren, sondern im Gegenteil weit über das Land dezentralisieren. Man kann aber nicht die Menschen ohne ihre Arbeit dezentralisieren; also müssen die Industriewerke selbst zweckentsprechend verteilt werden. Auf dem Lande sollen die Arbeiter möglichst nicht auf *ein* Werk angewiesen sein, weil sonst bei einer Krise die Not sich besonders scharf auswirken würde. Es gibt viele Werke, für die die Bodenfrage auf dem Lande leichter zu lösen ist als in der großen Stadt. Im übrigen gibt es schollengebundene Industrien, wie die Kohlenbergwerke, die ohnehin nicht zur Stadt wandern können.

Durch diese notwendige Dezentralisation ergibt sich aber binnen kurzem ein neues Bedenken: das Land wird zu willkürlich, man kann sagen, *zu* dezentra-

lisiert benutzt. Es geht nicht an, daß die Initiative sich bald hier bald da auf dem flachen Lande ansiedelt, für sich und die Werkswohnungen erheblichen Raum beansprucht, nicht selten der Landwirtschaft das beste Land wegnimmt. Auch mancherlei Fragen betreffend Schulen, Kirchen, Verwaltung, Polizei werden bei solch allzu zerstreuter Bebauung schwierig. Hier muß also eine ordnende Stelle einsetzen; und das kann nicht mehr die einzelne Gemeinde sein. Es kommt gerade darauf an, ohne Rücksicht auf irgendwelche Gemeindegrenzen wirtschaftlich zusammenhängende Gebiete, letzten Endes das ganze Land ordnend so zu gestalten, daß der Landwirtschaft, der Industrie und vor allem dem Menschen sein bestes Recht wird. So entstehen zuerst in den bevölkerungsreichsten Gebieten Deutschlands halbamtlche Landesplanungsvereinigungen oder -Verbände, in denen die Städte, die Landkreise, die Industrien, die Verkehrsunternehmungen in freiwilliger Form zusammengeschlossen sind. Nicht von allen Stellen wird die Notwendigkeit und der Vorteil dieser ordnenden und vorausschauenden Arbeit alsbald anerkannt, insbesondere nicht immer von der Industrie. Denn das Wirken der Landesplanung kann man nicht sofort sehen wie etwa das Entstehen einer Stadt. Landesplanung ist zum großen Teil die Kunst, das Falsche zu verhüten und dem Richtigen auf weite Sicht das Gelände freizuhalten. Zu welchen oft unerfreulichen Folgen das Fehlen jeder übergemeindlichen Landesplanung führt, kann man in den Industriegebieten Belgiens leider zu gut beobachten. Dort bietet sich dem Auge vielfach ein geradezu chaotisches Durcheinander von Fabrikanlagen, Wohngebieten, Erholungsstätten. Das ist nur durch das freie, willkürliche Schalten aller Beteiligten und durch die ganz wirren, historischen Gemeindegrenzen erklärbar. Auch das deutsche Siedlungswesen leidet bis zum ersten Weltkrieg unter denselben ungünstigen Verhältnissen. Würde sich in Deutschland die Erkenntnis der Landesplanung nicht durchgesetzt haben – zum erheblichen Teil gerade durch die Erfahrungen des ersten Weltkriegs – so würde sich auch hier das Chaos immer weiter gesteigert haben.

Zwei Dinge also schafft die Zeit nach 1918 im deutschen Siedlungswesen, einmal beschreitet sie den neuen Weg der Landesplanung und ferner läßt sie gegenüber der Vorkriegszeit eine ungewöhnlich große Anzahl gesunder Kleinwohnungen entstehen. Die erste Arbeit ist ein Wirken auf lange Sicht und wird nicht sofort erkennbar. Aber wie steht es mit der gewaltigen Zahl der Wohnungen, oft 200 000 und mehr in einem Jahr! In der Zeit von 1919 bis 1932 wurden in Deutschland insgesamt 2,8 Millionen neuer Wohnungen erbaut; das ist mehr als ein Sechstel des deutschen Wohnungsbestandes, der 1932 etwa 16,4 Millionen beträgt. Ein sehr erheblicher Teil dieser Wohnungen wird im Flachbau errichtet; erfordert also neue Straßen, oft völlig neue Stadtteile. Daß im ganzen gesehen der städtebauliche und bevölkerungspolitische Erfolg dem nicht entspricht, liegt an der Eigenheit dieser Zeit und ihrer Menschen.

Das positiv Gute im einzelnen und das negative Ergebnis im ganzen spiegeln durchaus den Geist dieser Zeit zwischen den zwei Weltkriegen wider. Dem oft guten Willen des einzelnen steht eine völlige Zersplitterung der Gesamtheit gegenüber. Der Mensch dieser Zeit schwankt zwischen dem erkennenden Willen und der mangelnden Richtung. Man baut eine Fülle brauchbarer neuer Wohnungen; aber gleichzeitig steigen die Baupreise derartig, daß die Wohnungen vielfach nicht von den Bevölkerungskreisen genutzt werden können, für die sie bestimmt sind. Bis zu welch falschen Zielen der gesunde Grundgedanke abirrt, zeigen die sogenannten „Stadtrandsiedlungen für Erwerbslose“. Anstatt Arbeit zu beschaffen, beschafft man den Arbeitslosen ein Heim, in dem sie nach der damals allgemein angenommenen Auffassung immer arbeitslos bleiben sollen! Was sollen die Menschen in diesen Wohnungen ohne Arbeit? Sollen sie sich von 600 Quadratmeter Gartenland ernähren? So verwirrt sind die Ziele. Man beginnt sich in sein Unglück einzugraben, in diesem Falle in des Wortes wörtlichster Bedeutung. Man wird Fatalist des Unglücks, und läßt dieses Unglück in Erwerbslosensiedlungen Stein werden. Man rechnet immer wieder von Amts wegen vor, daß von den fünf Millionen Erwerbslosen bestenfalls drei Millionen je wieder Arbeit erhalten können. Die übrigen zwei Millionen – mit ihren Angehörigen etwa 10 Millionen Deutsche müssen angeblich immer erwerbslos bleiben. Für sie also beginnt man allen Ernstes einen neuen Städtebau des Elends. Man argumentiert, daß diese Millionen ständig Erwerbsloser besser in einem Gartenhäuschen als in einer Mietskaserne verelenden können!

Zu einer Stadt gehören aber nicht nur die steinernen Häuser, sondern vor allem die lebenden Menschen. So müssen diese Stadtrandsiedlungen Elendsquartiere werden, wenn ihre Einwohner wirklich immer erwerbslos bleiben. Viele dieser Siedlungen werden es auch sehr schnell. Anderwärts wiederum muß man den Mut und die Selbstlosigkeit bewundern, mit denen die Einwohner an die Arbeit in ihren bescheidenen Heimen gehen. Wie viel Selbstvertrauen, wie viel Entschiedenheit, wie viel Überwindung gehören dazu, sich als dauernd aus der Erwerbsgemeinschaft ausgeschlossen anzusehen. Der Einzug in eine Stadtrandsiedlung ist doch nichts anderes als der Anfang eines neuen Nichts. Daß dabei keine großen städtebaulichen Taten entstehen können, bedarf keiner langen Erörterungen. Die Siedlung, die sich da bildet, ist leider allzu sehr Ausdruck ihrer Zeit. Man erkennt daraus, daß selbst die offene Bebauung mit weitläufigen Gärten ohne befriedigendes Ergebnis sein kann. Siedlung und Mensch sind zu innig verbunden, als daß die Gesundheit des *einen* Faktors, der Siedlung, zum Gesamterfolg hinreichen könnte.

Der Städtebau des Nationalsozialismus bringt „Achsen“. Ob es die Achse Charlottenburg–Brandenburger Tor–Schloß Berlin ist, ob es die Achse München–Hauptbahnhof nach Süden ist, ob es gar in dem entzückend stillen Weimar

die Achse herab vom Bahnhof in die Stadt ist, alles wird auf Monumentalität, Großzügigkeit, Übertreibung abgestellt. Wohl den Städten, bei denen man nur zum Abbruch alter Teile, aber nicht zum Neubau gelangt; und noch wohler den Städten, bei denen die nationalsozialistische Planung Planung bleibt. Der Nationalsozialismus glaubt, daß gewaltige Achsen, festliche Versammlungsplätze, größte Verwaltungs-, Erziehungs-, Partei- und Bürogebäude der Inhalt des Städtebaus seien. Man stellt sich unter Städtebau steingewordene Hymnen übertriebener Großartigkeit vor. Daß aber die Stadt zunächst einmal die Stätte des Wohnens und der Arbeit von Menschen ist, vergißt man über dem Monumentalitäts-Wahn. Gewiß ergeben sich aus dem Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten vieler Menschen auch öffentliche und geschäftliche Zentren. Aber sie müssen sich ergeben; sie sind die Folge, nicht das Primäre. Man glaubt, um eine wohnungslose und menschenlose „City“ riesigster Art draußen Arbeits- und Wohngebiete gruppieren zu können. Die Hunderte von Wohnungen, die abgebrochen werden, und die Tausende von Menschen, die zunächst obdachlos werden, sollen am Rande der Stadt in Großbauten untergebracht werden. Auch diese neuen Wohngebiete sollen das Gegenteil von dem sein, was der Engländer zum Ausdruck bringt mit seinem Wort: „My home is my castle.“ Auch die Wohngebiete sollen monumental, großzügig, hochgeschossig, steinern werden. Der neue Mensch des Nationalsozialismus soll ein Mensch der Volksverbundenheit, der Öffentlichkeit sein; dem soll sich sein persönliches Leben unterordnen. Dieser Auffassung müssen auch die Wohngebiete Ausdruck geben. Daß sich aus diesem Trennen einer übermonumentalen City, der ebenfalls monumentalen Wohngebiete und der getrennt gelegenen Arbeitsgebiete eine völlig neue städtebauliche Struktur ergibt, scheint man bei den Bestrebungen um neue Achsen zu übersehen. Wie man sich Verkehrsprobleme in einer solchen Großstadt denkt, ist unklar. Tausende von Menschen sollen täglich von ihren Wohnbezirken in das gewaltige Verwaltungs-, Arbeits- und Vergnügungszentrum hinein- oder hinausströmen. Sie sollen aber auch täglich von den bewußt getrennten Wohngebieten zu den Arbeitsgebieten hin und zurück befördert werden. Man glaubt – ein Mißverständnis, das auch heute noch nicht ganz behoben ist – mit guten Straßenbahnen, Untergrundbahnen, Omnibussen und dergleichen den Menschen schnell genug hin- und herbewegen zu können. Der Mensch hat sich eben dieser bombastischen Monumentalität des Städtebaus unterzuordnen. Solcher Städtebau stellt an den Menschen schwerste Anforderungen. Aus der Geruhsamkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist bereits um 1900 der Großstadtmensch der Unruhe geworden. Jetzt wird die Großstadt immer weiter zum Herd innerer Unruhe, innerer Gegensätzlichkeit, unausgeglichener Dezentralisation.

Was an Bauten der Großstadt in dieser Zeit des Nationalsozialismus tatsächlich entsteht, ist nicht einmal immer ganz schlecht, niemals aber gut. Man

muß anerkennen, daß die Kasernenbauten der Hitlerzeit ein leidliches Mittelniveau zeigen gegenüber den Kasernenbauten der vorangegangenen Jahrzehnte. Aber nirgends zeigt sich wirkliches Können, wirkliche Individualität und wirklicher Fortschritt. Was sonst an öffentlichen Gebäuden errichtet wird, etwa die Reichskanzlei in Berlin und andere Gebäude in Weimar, München und so weiter, zeigt eine schale Monumentalität wie eine Rede mit hohlen Phrasen. Vielfach ist die Form der Bauten „auf Befehl des Führers“ entstanden. Im Grunde genommen ist das wenige, was bei bescheidenen Ansprüchen erträglich ist, ein Rückgreifen auf die Stilentwicklung um 1800, aber vergrößert und vergröbert.

Interessanterweise zeigen die Wohnbauten der Hitlerzeit kaum irgendeinen Fortschritt in sozialer oder wohnkultureller Hinsicht. Es wird anfangs nach 1933 brav weitergebaut, wie es in den vergangenen Jahren geschehen ist. Sehr schnell aber schwindet die Wohnbautätigkeit und das Interesse für die angemessene Unterbringung an den angeblichen größeren Aufgaben monumentalier Stadtgestaltung, bis sie sehr schnell in den Kriegsvorbereitungen völlig untergehen.

Auch auf dem Gebiet der Landesplanung, das heißt der Großraumgestaltung geht der Nationalsozialismus nur vom Streben nach Großartigkeit und Großzügigkeit aus. Die Autobahnen durchschneiden das Land, eine Fülle neuer Truppenübungsplätze, Aufmarschplätze und so weiter wird geschaffen. Auch die Landesplanung unterliegt dem Begriff totalitärer Auffassung. Eine Unsumme deutschen Ackerbodens und deutschen Waldes wird dieser Totalität zum Opfer gebracht, und man muß mit Schmerzen sehen, wie erschütternd groß der Verlust für oft überflüssige Anlagen ist. Man kann nur danken, daß das Tausendjährige Reich nach zwölf Jahren zu Ende ist.

Eines muß man der nationalsozialistischen Zeit zugute halten: Die Gesetzgebung dieser Epoche bringt den Städtebauern vieles von dem, was sie jahrzehntelang erträumt und ersehnt haben. Die Mehrzahl der Gesetze und Verordnungen, die heute noch oder bis vor kurzem grundlegend für die städtebauliche Entwicklung von Deutschland ist, entstammt der Zeit nach 1933, zum Beispiel das Wohnsiedlungsgesetz, die Verordnung über Baugestaltung („anständige Baugesinnung“) und so weiter. Hier wirkt sich die Unabhängigkeit des Nationalsozialismus von parlamentarischen Umständlichkeiten zweifellos günstig aus. Daß bei dem Eigentumsbegriff die Verpflichtung des Eigentums neben die Heiligkeit des Eigentums gestellt wird, ist – soweit keine Übertreibungen vorliegen – sicherlich kein Fehler.

Der Krieg mit seinen starken Zerstörungen, vor allem durch Luftangriffe, unterbricht gewaltsam diese an sich großzügige, aber zu großzügige Entwicklung des deutschen Städtebaus. Die Mehrzahl aller deutschen Städte wird mehr oder weniger Ruine. Ein völlig verarmtes Deutschland steht der gewaltigsten

städtebaulichen Aufgabe gegenüber, die je ein Volk zu bewältigen hat. Dazu fehlt die überlieferte Regierungs- und Verwaltungstradition, auf der seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten auch die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung beruht. Deutschland ist zerschlagen; Preußen ist zerschlagen. Die scharfe Trennung, die zwischen der östlichen Besatzungszone und den westlichen Besatzungszonen liegt, verhindert eine einheitliche, auf Tradition beruhende Weiterentwicklung. Zudem zeigen die Länder des westlichen Bundesgebiets ein stark auseinandergehendes Streben. Und hierin wetteifern die auf älterer Grundlage übernommenen Länder mit den neu gebildeten Ländern. Erschwerend kommt weiter hinzu, daß die verschiedenen Besatzungsbehörden auch auf diesen rein technischen Gebieten Wünsche geltend machen, die nicht immer ein richtiges Verstehen deutscher Entwicklung und deutscher Aufbaunotwendigkeiten zeigen. Die amerikanischen Besatzungsbehörden betonen – wenigstens anfangs – eine souveräne Mitwirkung der Bevölkerung an der baulichen Entwicklung, die in Amerika selbst schon seit Jahrzehnten nicht mehr in dieser Form üblich und möglich ist. Die französische Besatzungsbehörde setzt einen deutsch-französischen Städtebauausschuß ein, der zwischen lieblicher deutscher Gretchen-Stimmung und französisch kühler Großzügigkeit schwankt. Die englische Militärregierung entsendet zunächst einen deutsch-englischen Städtebauer, der am liebsten aus Köln und aus Münster, aus Wesel und aus Paderborn Rechtecksysteme machen möchte, die er für „modern“ und fortschrittlich hält. Dazu kommen die vielerlei Meinungen der deutschen Städtebauer und Architekten selbst, die sich bisher noch nicht zu irgendeiner gemeinsamen Grundidee des Wiederaufbaus entwickeln. Während die meisten Länder, ob sie vom Krieg betroffen waren oder nicht, ihren Entwicklungsweg in Ruhe weitergehen, ist das in Deutschland durch die vorerwähnten Verhältnisse sehr erschwert. Hinzu kommt, was viele nicht sehen wollen, daß Städtebau keine künstlerische Angelegenheit an sich ist, sondern auf einer nüchternen, wirtschaftlichen Basis beruht, die man nicht ungestraft außer acht lassen kann. Die noch teilweise erhaltenen Straßen und städtischen Anlagen müssen aus wirtschaftlichen Gründen mindestens insoweit erhalten bleiben, als das vom städtebaulichen Standpunkt aus verantwortlich ist. Daß wir den Krieg verloren haben, hat sich noch nicht in allen Architekturstuben herumgesprochen. Erst ganz langsam finden die Städtebauer die erforderliche und vernünftige Synthese, die aus Überlieferung, Wirtschaftlichkeit, Gegenwartsfragen und Zukunftsgedanken zusammengesetzt ist. Eines muß klar herausgestellt werden: Jede Stadt, auch wenn sie zerstört ist, hat einen bestimmten Charakter, der sich aus der geographischen Lage, der landesplanerischen Gesamtgestaltung, den Wirtschaftsanforderungen und den Gewohnheiten zusammensetzt. Es ist bestimmt nicht falsch, wenn auf einer städtebaulichen Volkstagung der kurze Satz geprägt wird: Wir wollen Köln wiederhaben, nicht irgendein städtebauliches Kunstgebilde. Das gleiche muß man auch für alle

anderen zerstörten Städte sagen. So bildet sich trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten und gegensätzlichen Auffassungen allmählich doch eine gewisse Übereinstimmung im Ziel heraus, die sich gar nicht zu schämen braucht, deutsche Eigenart, Not der Gegenwart und Wünsche der Zukunft in Rechnung zu stellen. Der Zeitpunkt, in dem Stadtpläne ohne rechnerische Grundlagen mehr vom Idealstandpunkt aus bearbeitet werden, ist vorüber. Dabei muß man sich bewußt sein, daß bei dem Wiederaufbau einer Stadt oft die Erreichung eines künstlerischen Gesamtgebildes viel schwieriger ist als bei einer völlig neuen Stadtgestaltung.

Diese allmähliche Kristallisierung bestimmter Zielgrundsätze wird vielfach noch gehemmt durch stadtparlamentarische und privatrechtliche Eigenwünsche, durch die fast unüberwindbare finanzielle Lage und letzten Endes dadurch, daß nicht überall und nicht immer der richtige Städtebauer am Werk ist.

Eine der größten Sorgen ist die Aushöhlung beziehungsweise Nichtwiederbebauung der Innenstädte, unter gleichzeitiger Erschließung immer neuer Gebiete am Rande der Städte. Darin liegt eine ernste Gefahr. Es ist gewiß im Augenblick vielfach einfacher, draußen auf jungfräulichem Gelände zu bauen; das kann bisweilen sogar an sich finanziell leichter sein. Aber im Interesse der allgemeinen Wirtschaft dürfen die erhaltenen Millionenwerte in der Innenstadt nicht verloren gehen. Hierbei sollen keineswegs die teils hochgetriebenen, teils eingebildeten Grundstückswerte in der Innenstadt als Grundlage gelten. Wir werden gar nicht darüber hinweg kommen, daß Teile dieser imaginären Werte abzuschreiben sind. Aber ein normaler Grundstückswert, wieder zu benutzende Fundamente, noch vorhandene Straßen und Leitungen aller Art bilden ein so hohes Kapital, daß wir dies nicht vernachlässigen dürfen. Wird aber die Entwicklung in der bisher vielfach begonnenen Art fortgeführt, dann werden wir in Jahrzehnten eine wiederaufgerichtete Ringstadt und neue Außengebiete haben, während im Kern der Städte vielfach nur einzelne Bauten ihre endgültige Gestalt annehmen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die City-Gestaltung eine so ausgedehnte und selbstverständliche Grundlage sei, daß man die Altstädte nur mit Rathäusern, öffentlichen Gebäuden, Banken, Bürohäusern und dergleichen restlos ausfüllen könne.

Zu erwägen ist ferner die Grenze zwischen einer vernünftigen Größenentwicklung vorhandener Städte und der Möglichkeit oder dem Streben einer Beschränkung. Seit drei Jahrzehnten sind sich Städtebauer und Wirtschaftler einig darin, daß die Stadt, also auch die Großstadt, ein lebendiges Entwicklungsgebilde ist, das man nicht in sich befehlsmäßig verkümmern lassen könne. Wenn man die Großstadt beschränken will, muß man die Ursachen ihrer Entwicklung beschränken. Das heißt, man muß Arbeitsmöglichkeiten, die nicht unbedingt an die Stadt gebunden sind, hinaus verlegen auf's Land, wo aus Kleinstädten und Dörfern ein neues Gebilde in Verbindung aus landwirtschaftlicher und

wirtschaftlicher Struktur erstehen muß. Diese „Landstadt“ kann nicht dadurch erreicht werden, daß man in einem kleinen Städtchen oder in einem Dorf *eine* Fabrikanlage mit einer Reihe von Arbeiterkleinsiedlungen errichtet. Die Struktur einer „Landstadt“ ist keine ganz einfache Sache. Ein erheblicher Teil der landwirtschaftlichen Siedlungen muß in ihrer bisherigen Wirkungsform erhalten bleiben. Will man daneben industrielle oder handwerkliche Großbetriebe einrichten, so muß man den Lebensstandard der dazugehörigen Arbeiter kennen und in der Ortsgestaltung verankern. Schulen, Berufsschulen, Bildungsstätten aller Art, Theater und Kinos, Gaststätten und Kaufläden entsprechender Form sind nun einmal Bestandteile einer Gemeinschaftsgestaltung, wenn eine selbständige Entwicklung gesichert sein soll. Der ursprünglich wohl englische Gedanke von mehr oder minder abhängigen Vororten oder Vorstädten ist keine städtebauliche Lösung auf die Dauer.

Einer genauen Überlegung bedarf die Flächenplanung der Gesamtstadt. Der überlieferte Gedanke, an *einer* Stelle, möglichst im Osten der Stadt, müsse das Industriegebiet liegen, an anderer Stelle müsse das Wohngebiet liegen, ist als überholt zu betrachten. Wir haben diesen Grundsatz jahrzehntelang als städtebauliche Wahrheit und Weisheit behandelt; sind aber nunmehr zu der Überzeugung gekommen, daß auch die Industrie und das Gewerbe in bestimmten Gruppen über das Stadtgebiet verteilt sein müssen, unter Berücksichtigung aller klimatischen und sonstigen Grundbedingungen. Die Wohngebiete müssen möglichst nahe, selbstverständlich windrichtig, zu den Arbeitsplätzen liegen. Der jahrzehntelang als unvermeidbar angesehene Pendelverkehr zwischen Arbeitsstätte und Wohnstätte ist einer der schwersten Fehler der Großstadtentwicklung seit der Jahrhundertwende. Nur wenn wir die neue Stadt oder die wiederaufzubauende Stadt in selbständige Untergebiete für Arbeit, Wohnung und Erholung einteilen, werden wir an dem zentralistischen Gebilde der bisherigen Großstädte vorbeikommen.

Nach einer Klärung verlangt die Art der Bebauung oder, allgemeiner gesagt: die Art der Siedlung. Zwischen dem Feldgeschrei der einen nach Auflösung der gesamten Wohngestaltung in gartenumgebene Kleinsiedlungen und der Mahnung der anderen nach einer gewissen Konzentrierung im Hinblick auf die hohen Kosten der Bauten selbst, der Straßen, Leitungen und so weiter dürfte die Wahrheit in der Mitte liegen. Wenn wir vom Stadtzentrum absehen, wo auch hochgeschossige Bauten durchaus verantwortlich sind, wird in den Wohn- und Außengebieten eine Mischung zwischen zwei- und dreigeschossigen Bauten baulich möglich, sozial erträglich und wirtschaftlich richtig sein. Die Forderung mancher Bauzonierungen nach *eingeschossigen* Zonen ist dagegen in dieser Allgemeinheit nicht unbedenklich. Gewiß können hier und da je nach dem überlieferten Bestand der Landwirtschaft und so weiter auch eingeschossige Bauten richtig sein, aber sicherlich nicht in der Form baupolizeilicher For-

derungen für ganze Gebietsteile. Die heiß umstrittene Frage, ob man aufgelockerte Blocks oder nur Zeilenbauten errichten soll, ist oben bereits behandelt. Diese Frage kann nur im engsten Zusammenhang mit der Geländegestaltung und den Lebensgewohnheiten der Bewohner von Fall zu Fall beantwortet werden.

Auch die weitere immer wieder umstrittene Frage: Flachdach, halbflaches Dach oder Steildach kann niemals Gegenstand einer generellen Entscheidung sein. In einer größeren Siedlung nahe am Rhein haben die Aufsichtsbehörden unlängst mit dem ihnen zustehenden Einfluß entgegen dem ursprünglichen Entwurf mit Steildächern ein flacheres Dach von etwa 30 bis 35° Neigung gefordert. Aber leider haben die gleichen Behörden übersehen, daß zwischen dem Bebauungsplan und der Baugestaltung ein untrennbarer Zusammenhang besteht. Die sehr weit auseinandergestellten Bauten erforderten eine dreigeschossige Bebauung oder allenfalls eine zweigeschossige Bebauung mit *steilem* Dach. Wie die Siedlung nunmehr mit dem von den Behörden geforderten halbsteilen Dach dasteht, ohne daß die Behörden eine Änderung des Bebauungsplans geprüft oder gefordert haben, ist ein städtebauliches Mißverhältnis entstanden, das in dieser Form bedauerlich ist. Auch hier also kann man wohl Ziele anstreben, nur darf man sich nicht eng an einen Teil der Gesamtgestaltung klammern. Richtig ist zweifellos, daß zumeist ein schlisches Vollgeschoß den Steildächern mit ausgebauten Wohnungen, Küche, Badeanlage usw. vorzuziehen und auf lange Sicht, das heißt in der Unterhaltung, sicherlich billiger ist.

Und noch eines spielt beim Aufbau der Städte gerade nach den furchtbaren Zerstörungen des letzten Krieges eine wesentliche Rolle; das ist die Frage der *Denkmalpflege* und der Gestaltung oder Wiederaufrichtung mehr oder minder zerstörter Baudenkmäler. Auf der einen Seite ein reiner Historizismus, der etwa den Markt einer Altstadt rekonstruiert oder ein Goethehaus in Frankfurt nach alten Kopien wieder errichtet oder gar ein altes Stadt Tor, das schon vor der Zerstörung völlig verschandelt war, in der nur aus alten Stichen bekannten Form wiederaufzubauen will. Auf der anderen Seite eine etwas eigenwillige Zeitgestaltung, die man „modern“ nennt. Unserer Zeit fehlt der mittelalterliche Mystizismus, der die gotischen Dome schafft; unserer Zeit fehlt aber auch die betont sorglose Heiterkeit, die Bauten des Barocks oder gar des Rokoko entstehen läßt. Völlig zerstörte Kunstmale soll man nicht versuchen, in ihrer alten Form aufzurichten. Bei teilzerstörten Bauten ist es eine vielfach schillernde Einzelfrage, was und inwieweit man im Sinne der alten Bauten neu gestalten kann. Letzten Endes wird eine bewußt einfühlende Neugestaltung zumeist richtiger sein, als eine ängstlich rückschauende Kopie.

Im gesamten Aufbau unserer Tage macht sich die mangelhafte und oft nicht ausreichende städtebauliche Gesetzgebung schwer bemerkbar. Das Streben nach einem einheitlichen Aufbaugesetz führte hier zu einem Entwurf, der sicherlich

auf vielen Gebieten mustergültig ist. Aber sobald dieser Entwurf in die Regierungsstellen und Parlamente der einzelnen Länder gelangt, zerflattert er nach individuellen und politischen Wünschen. Dies geht soweit, daß selbst die einfachsten Grundbegriffe des Städtebaus in einem wirren Wortchaos untergehen: Niemand weiß nunmehr, heißt es Wirtschaftsplan, Flächenaufteilungsplan, Nutzungsplan, Generalbebauungsplan, Leitplan und wie der bunte Strauß aller Wortsfindungen der verschiedensten Dienststellen und politischen Körperschaften lauten mag. Nun versucht der Bund, ein einheitliches Städtebaugesetz zu schaffen; die bisherigen Entwürfe scheinen allerdings nicht ganz glücklich zu sein. Eine Überfülle von Möglichkeiten aller Art soll hier gesetzgeberisch zusammengefaßt werden; eine Fülle von Gedanken, Möglichkeiten und Zukunftserwägungen soll hier verankert werden. Aber es fehlt diesen Gesetzen die „stille Einfalt und edle Größe“ der alten Gesetze, die sich gerade durch ihre kurze Fassung und Knappheit auszeichnen.

Eines sei abschließend klargestellt: Städtebau kann sich nicht etwa auf die Städte im engeren Sinn beschränken oder vollends gar auf die Großstädte; die bauliche Entwicklung muß das ganze Land und andererseits auch das kleinste Dorf einbeziehen.

X. DAS DORF

Ein zu starker Gegensatz: *hie Stadt, hie Dorf* bildet zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Problem. Der ursprünglichen Siedlung war dieser Unterschied fremd; am Anfang jeder Kulturentwicklung steht die Einzelsiedlung. Der Zusammenschluß zu Dorfgemeinschaften ist erst ein späterer Schritt. Aber schon das frühe Altertum bildet darüber hinaus die Stadt, mit Befestigungen umgürtet, mit dem Sitz mancher Gewerbe, mit staatsähnlicher Verfassung. Je mächtiger sich diese Stadtstaaten entwickeln, um so größer wird der politische und wirtschaftliche Gegensatz zwischen der Stadt und dem Land. Sehr deutlich bildet sich die geistige, kulturelle Konzentration in der Stadt aus. Man denke, wie oben ausgeführt, an das Athen eines Plato oder Perikles. In dieser Blütezeit ist die antike Stadt die alleinige Besitzerin und Betreuerin aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen. Sie verteilt dieses ihr Gut nicht hinaus auf das Land, allenfalls an andere Städte. Der Dörfler bleibt der schwer schaffende Acker- und Viehbauer, oft der völlig von der Stadt abhängige Helot.

Aber Kultur und Überkultur sind nur durch einen geringen Grad getrennt. Die gleichen Städte, die die Blüte von Jahrhunderten sind, sind auch der Ausgangspunkt des Zerfalls. Von Babylon, von Alexandria, von Korinth, von Rom geht eine Blüte weit über das Land; geht aber auch der Niedergang des Landes